



EVANGELISCHE KIRCHE
IN FRANKFURT UND OFFENBACH

PFARRER HOLGER KAMLAH

STADTDEKAN UND

VORSTANDSVORSITZENDER

In allem ist ein Riss. Und durch den Riss kommt das Licht herein.
Predigt im Gottesdienst am 2. Sonntag nach Trinitatis, 14.06.2026
in der evangelischen St. Katharinenkirche, Frankfurt am Main

Über Mt 11, 25–30

Die Gnade Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen.

Zu der Zeit fing Jesus an und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen offenbart. Ja, Vater; denn so hat es dir wohlgefallen. Alles ist mir übergeben von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will.

Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Liebe Gemeinde,

es gibt unterschiedliche Arten, sonntagsmorgens hier zu sein. Eine lässt sich folgendermaßen beschreiben: Man kommt an einen vertrauten Ort. Man kennt die Lieder, man weiß, wann man aufsteht, Texte und Gesänge sind bekannt, man hat seinen Platz – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Die anderen, die ebenso regelmäßig kommen, sind bekannt. Die Feier des Gottesdienstes ist ein religiöses Heimspiel mit verlässlichen Erwartungen und in der Regel auch Ergebnissen.

Eine andere Art des Gottesdienstbesuchs sieht so aus: Man kommt von außen. Oder man kommt nach langer Abwesenheit zurück. Man ist unsicher, ob man hierher gehört. Man bringt etwas mit sich, das sich nicht so leicht einordnen lässt. Vielleicht eine Biographie mit Brüchen. Oder einfach: eine Distanz zu Gott, die sich über Jahre aufgebaut hat, ohne dass man genau sagen könnte, wann sie begann. Einen festen Platz hat man nicht, weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinne. Und vielleicht spürt man das auch in den Blicken der anderen. Es gibt eine unsichtbare Grenze zwischen drinnen und draußen.

Um Grenzen geht es auch im Predigttext, wie in vielen Erzählungen der Evangelien. Jesus steht auf der einen und die Pharisäer und Schriftgelehrten auf der anderen Seite. Die Pharisäer und Schriftgelehrten kommen dabei nicht gut weg. Doppelmoral und Bigotterie werden ihnen vorgeworfen. Eine Polemik, die mehr über theologische Konflikte aussagt als über die konkreten Menschen. Die Pharisäer standen für eine innerjüdische Erneuerung und sie galten als integer. Sie waren ernsthaft. Und im

Mittelpunkt ihres Engagements stand die Frage, welche Konsequenzen der Glaube für den Alltag hat. Und ihre Antwort war: die Einhaltung der Tora. Ein Leben nach den Geboten. Durch Reinheit – im rituellen, im moralischen und im sozialen Sinn. Die Pharisäer standen für ein umfassendes Verständnis eines im Glauben gegründeten Lebens.

Das hatte eine folgenreiche Konsequenz: Wer die Gebote nicht einhielt, war unrein. Wer unrein war, stand fern von Gott. Und wer fern von Gott stand, von dem hielt man – und Frau – sich fern.

So entstand eine klare Grenze: hier die Frommen, die Gesetzestreuen, die Reinen – dort die Sünder, die Zöllner, die Prostituierten, die Menschen mit dem falschen Beruf oder der falschen Herkunft. Die Grenze war nicht zufällig. Sie war theologisch begründet: Gottes Nähe ist das Ziel – und der Weg dorthin führt durch Pflichtbewusstsein, Gehorsam und Reinheit. Und diese Grenze wurde verteidigt. Wer sich mit Unreinen abgab, riskierte, selbst unrein zu werden. Unreinheit war ansteckend.

Jesus denkt radikal anders. Er geht zu den Zöllnern. Er lässt sich von einer Sünderin berühren. Er isst mit den Falschen. Er redet mit der Frau am Brunnen. Und auf die empörte Frage, wie er das verantworten kann, antwortet er nicht mit einem Regelwerk. Er antwortet mit Geschichten – und seinem Verhalten selbst. Die Logik Jesu ist: Gottes Liebe ist ansteckend. Nicht die Unreinheit steckt an – sondern die Gnade. Nicht der Mensch muss sich erst reinigen, um zu Gott zu kommen. Sondern Gott kommt zu dem Menschen, wie er ist und diese Begegnung verändert ihn. Zachäus steigt aus dem Baum und gibt die Hälfte seines Vermögens her. Nicht weil Jesus ihm ein Gesetz erklärt hat, sondern weil er sich angenommen weiß. Die Liebe kommt zuerst. Die Veränderung folgt. Das ist das Gottesbild Jesu.

Vor diesem Hintergrund wird das Gebet in Vers 25, mit dem unser Predigttext beginnt, plötzlich verständlich – und er bekommt eine Schärfe, die man leicht überliest. „Ich preise dich, Vater, dass du dies verborgen hast vor den Weisen und Klugen, und hast es den Unmündigen offenbart.“ Das ist eine steile Provokation. Die „Weisen und Klugen“ – das sind die Schriftgelehrten und Pharisäer. Die Experten, die das System kennen und verteidigen. Die glauben zu wissen, wer zu Gott gehört und wer nicht. Jesus sagt: *Sie kennen Gott nicht*. Das ist ein harter Satz. Man kann ihn als Verurteilung lesen oder als Diagnose: Wer glaubt, Gott näherzukommen durch strikte Einhaltung von Regeln, durch Leistung und Abgrenzung, der hat etwas Entscheidendes über Gott nicht verstanden. Der hat ein System gebaut, das funktioniert. Aber Gott steckt nicht darin. Die *ῥηπιοί*, wie es im griechischen Original heißt (wörtlich „die Kleinen“), das sind genau die, die das System aussortiert hat: Die Unreinen, die Sünder, die Falschen. Die, die nichts vorzuweisen haben, die keine religiöse Leistung in die Waagschale werfen können. Gerade bei ihnen, sagt Jesus, wirkt Gott. Gerade sie empfangen Gottes Liebe. Warum? Weil sie noch offen sind. Weil ihre Hände leer sind. Weil Gottes Liebe dort landen kann, wo noch Platz ist.

Und hier kam mir ein Satz des kanadischen Dichters und Musikers Leonard Cohen in den Sinn. Er hat einmal geschrieben: *„There is a crack in everything – that's how the light gets in.“* In allem ist ein Riss. Und durch den Riss kommt das Licht herein.

Cohen meinte das nicht religiös im engeren Sinn. Aber er hat etwas beschrieben, das genau das trifft, was Jesus hier sagt. Die Makel, die Brüche, die Stellen, an denen das Leben nicht aufgeht – das sind keine Hindernisse für Gottes Nähe. Das sind die Stellen, durch die sie eintreten kann.

Die Weisen und Klugen haben keine Risse – oder zumindest glauben sie das. Sie haben alles „dicht gemacht“ durch Gesetzestreue, durch Reinheit, durch religiöse Leistung. Kein

Riss, durch den etwas eindringen könnte. Kein Riss, durch den das Licht hereinkommt. „Die Kleinen“ dagegen sind voller Risse. Und gerade deshalb sind sie empfänglich.

Die Pharisäer sind lange Geschichte. Wir kennen das nicht mehr, dieses System der Reinen und Unreinen, zumindest nicht hier. Aber es liegt nahe zu fragen, ob sich die Inhalte in einer säkularisierten Umwelt zwar verändert haben, sich das zugrundeliegende Prinzip aber erhalten hat. Natürlich würden die Allermeisten kaum auf die Idee kommen, durch Einhaltung umfangreicher Reinheitsgebote Gott nahe kommen zu wollen. Aber dass die Einhaltung bestimmter Lebenspraktiken ihre eigenen säkularisierten Heilsversprechen mit sich bringt, das klingt doch sehr vertraut. Nur heute heißt es: Selbstoptimierung. Achtsamkeit, Produktivität, der gesunde Lebensstil, die richtige Ernährung. Der gute Mensch von heute ist nicht rituell rein – aber er ist fit, reflektiert, nachhaltig, psychisch stabil, sozial engagiert. Alles keine schlechten Dinge. Genauso wenig wie die Tora ein schlechtes Ding war oder ist. Aber sie können dasselbe werden, was die Tora für die Pharisäer wurde – ein System, mit dem man sich selbst rechtfertigt. Und mit dem man andere aussortiert: Die, die nicht funktionieren. Die, die krank sind und nicht gesund werden. Die, die scheitern und nicht wieder aufstehen. Die, die einfach nicht mithalten können. Auch das ist eine Welt der Reinen und der Unreinen.

Und auch in dieser Welt gilt Cohens Satz. Menschen, die alles im Griff haben, die keine Schwäche zeigen, die jeden Riss sofort kitten, lassen nichts zu sich herein. Keine Hilfe. Keine Überraschung. Kein Licht.

Und die anderen – die mit den sichtbaren Rissen, den offenen Wunden – bei denen kann etwas ankommen. Jesus sagt: *Gott wirkt bei ihnen*. Nicht weil Scheitern so schön wäre, sondern weil Offenheit die Voraussetzung für Empfangen ist.

Und dann, direkt im Anschluss, folgt der Ruf: „Kommt her zu mir, *alle*, die ihr mühselig und beladen seid.“ Er richtet sich an alle. Nicht an die Perfekten, nicht an die Optimierten – an alle, die tragen.

Das Joch der Selbstrechtfertigung ist schwer – ob es nun religiös verpackt ist oder säkular wie heute. Es ist schwer, weil es immer noch ein bisschen mehr fordert. Weil man nie sicher sein kann, ob man genug getan hat. Weil jeder Riss sofort ein Problem wird, das man beheben muss.

Jesus bietet ein anderes Joch an. Und er beschreibt sich dabei so: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ Das ist der Gegenentwurf zu einem Experten, der beurteilt. Und zu einem Richter, der sortiert. Jesus fragt nicht: *Bist du rein genug?* Sondern er sagt: *Komm!*

Das Joch Jesu ist leicht. Damit wird nicht das Leben selbst leichter. Aber man hört auf, sich selbst zu tragen. Weil einer schon längst gesagt hat: *Du bist angenommen*. Nicht erst wenn du fertig bist. Nicht wenn die Risse gekittet sind. *Jetzt. So wie du bist*. Und diese Zusage – das ist es, was Menschen verändert. Nicht das Gesetz. Nicht der Druck. Nicht die Anforderung. Es ist die Liebe, die ansteckt.

Leonard Cohen hat den Satz über die Risse nicht als Trostspruch gemeint. Er kannte das Leben zu gut dafür. Er wusste, dass Risse wehtun. Dass man sie nicht einfach schönreden kann. Aber er hat gesehen: Wer versucht, rissfrei zu leben, lebt im Dunkeln. Wer die Risse zulässt, der lässt das Licht herein.

Vielleicht sind Sie heute Morgen mit dem Gefühl hier, noch nicht genug zu sein. Noch nicht fromm genug, noch nicht gut genug, noch nicht weit genug. Vielleicht spüren Sie die Risse in Ihrem Leben deutlich. Vielleicht schämen Sie sich dafür.

Oder vielleicht kommen Sie mit dem Gefühl, es eigentlich ganz gut hinzubekommen und einer leisen Erschöpfung darüber, dass man das immer wieder neu beweisen muss.

Jesus spricht beide an. Er sagt zu den Erschöpften, die sich zusammenreißen: *Ihr müsst das nicht.* Und er sagt zu denen, die ihre Risse kennen: *Genau dort bin ich.*

Gott wartet nicht auf eure Leistung. Gott kommt durch die Risse.

Das ist das Geheimnis, das die Weisen und Klugen nicht sehen konnten. Und das „die Kleinen“ – die Offenen, die Erschöpften, die Rissigen – mit einem Mal begreifen.

In allem ist ein Riss. Und durch den Riss kommt das Licht herein.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.